

Zeitschrift: Minaria Helvetica : Zeitschrift der Schweizerischen Gesellschaft für historische Bergbauforschung = bulletin de la Société suisse des mines = bollettino della Società svizzera di storia delle miniere

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Historische Bergbauforschung

Band: - (1992)

Heft: 12b

Artikel: Meine Jahre als Bergwerksarbeiter im Landesplattenberg Engi

Autor: Bärtschi-Baumann, Sylvia

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1089654>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Meine Jahre als Bergwerksarbeiter im Landesplattenberg Engi

Herr B. erzählt von seinem Alltag als Schieferbergwerks-Arbeiter. Bereits als Kind lebte der Veltliner B. im Glarnerland, denn schon sein Vater arbeitete als Bergmann im Landesplattenberg. Als Fünftklässler verliess er mit seiner Familie die Schweiz und kehrte nach Italien zurück. Hier erlebte B. als Marinesoldat den Krieg, geriet zweimal in Kriegsgefangenschaft, überlebte die Folterungen der Gestapo, wurde zum Tode verurteilt und anschliessend nach Wien ins Zuchthaus gebracht, wo er bis Kriegsende inhaftiert war. Nach seiner Befreiung kam er über Italien, zusammen mit seinem Vater und seinem Bruder, ins Glarnerland nach Engi zurück. Zwischen 1946 und 1953 arbeitete er mit diesen zusammen im Schieferbergwerk. Als er 1953 heiratete, verliess er den Landesplattenberg, um sich in einer Weberei auszubilden. In dieser Branche blieb er bis zu seiner Pensionierung tätig und weilte unter anderem auch mehrere Jahre in Uebersee.

Herr B. wohnte zusammen mit seinem Vater und dem Bruder in Engi in Untermiete, wie auch die anderen italienischen Bergleute. Von seinem Vater, der Hauer war, und dessen Arbeitskollegen wurde B. ins Bergmanns-Handwerk eingeführt. Er selber arbeitete vor allem als Spalter, aber gelegentlich war er auch am Zeichnungs- oder Reissertisch tätig.¹⁾ Insgesamt waren es nur noch rund 17-18 Bergleute, die Ende 1940er/anfangs 1950er Jahre im Landesplattenberg arbeiteten, davon waren 10 - 12 Italiener. B. erinnert sich aber an die Zeit, als sein Vater im Berg arbeitete, da seien über 100 Bergleute im Berg tätig gewesen! Im Sommer fehlten einzelne Schweizer ein paar Tage, wenn sie mithelfen mussten, das Heu einzuholen. Drei oder vier Schweizer Bergleute kamen von Matt, aber die hatten schon so viel Staub auf der Lunge, dass sie schwer keuchten, bis sie oben ankamen. Zwei Männer waren von Engi, einer davon der Mineur.

¹⁾ Im Kapitel "Die Schiefergewinnung" werden die verschiedenen Arbeitsbereiche erklärt.

Ein Tag im Berg

Da die Arbeit im Berg um sieben Uhr morgens begann, musste früh aufgestanden werden. Mit dem Vater und dem Bruder zusammen nahm B. ein einfaches Frühstück zu sich, das aus Kaffee und einem Brötchen bestand. Der Vater, der es immer sehr eilig hatte, brach meist vor seinen Söhnen auf. Im Sommer dauerte der Anmarsch nur rund zwanzig Minuten, doch wenn im Winter frischer Schnee lag und der Weg noch mit jedem Schritt "gepfadet" werden musste, dauerte der Anmarsch doppelt so lange. In der Hütte oben zogen sich die Männer um: Zur Ausrüstung gehörte ein "Uebergwändli", gute Bergschuhe, eine Mütze oder ein Hut, ein Paar Handschuhe und natürlich eine Karbidlampe. Einzelne, vor allem die Scherer, trugen auch einen Jutesack wie eine Schürze umgebunden, um sich vor Verletzungen zu schützen, denn die Kanten des Schiefers sind so scharf, dass sie durch die Kleidung hindurch Schnittwunden verursachen können.

Zur Arbeit mussten die Bergleute von der Hütte ins zweite Loch hinaufsteigen, im vorderen wurde nicht mehr abgebaut. Während der Mineur und die Hauer zur Arbeit noch weiter in den Berg hineinfuhren, befanden sich die Arbeitsplätze der übrigen im Eingangsbereich. Im Sommer arbeiteten die Männer lieber draussen an der Sonne und im Tageslicht und verlegten ihre Arbeitsplätze ins Freie. Bis zum Mittag wurde durchgehend, d.h. ohne Znünipause, durchgearbeitet. Dann trafen sich die Bergleute zum Mittagessen in der Hütte, wo sie sich mit Brot, Cervelats und Kaffee verpflegten, was sie von zu Hause mitgebracht hatten. Anfangs, erzählt B., sei die Hütte noch in einem schlechten Zustand gewesen, mit einem Lehm Boden und sehr zügig. Im Winter ging er daher meist schon um elf Uhr zur Hütte, um ein Feuer anzuzünden, damit sich die Leute am Mittag aufwärmen konnten. Die Hütte wurde später ausgebaut und mit Holztischen und einem Herd versehen. Sie war viel gemütlicher, und auf dem Herd konnte noch etwas Kleines aufgewärmt und heisser Kaffee gekocht werden. ²⁾

²⁾ Diese Mannschaftshütte steht noch mit einer Ruhepritsche, sie sollte dringend vor weiterem Zerfall gesichert werden.

Von ein bis fünf Uhr wurde erneut ohne Unterbruch gearbeitet. Dann kehrten die Männer zur Hütte zurück, zogen sich um und stiegen wieder ins Dorf hinunter. Im Winter, wenn es Schnee hatte, nahmen die Bergleute einen dicken Prügel zwischen die Beine und rutschten mit diesem so schnell wie möglich ins Tal hinunter. Es wurde sechs Tage in der Woche gearbeitet, wobei die Männer am Samstag nur morgens im Berg arbeiteten, während sie nachmittags Sand aus den Kanälen der Wasserkraftanlagen des Bergwerks- und Bauunternehmers Marti schöpfen mussten. Ferien gab es keine, lediglich zur Weihnachtszeit wurde der Betrieb für zwei Wochen eingestellt, und die Italiener fuhren nach Hause, um mit ihren Familien die Festtage zu verbringen. Im Winter kam es gelegentlich vor, dass die Bergleute wegen Lawinengefahr nicht zum Bergwerk hinauf konnten. Dann musste Schnee geschaufelt werden.

Die Arbeitsteilung war in der Regel immer dieselbe. Für die Sprengungen zuständig war der Mineur. Wenn ein neues Schieferband abgebaut werden sollte, musste er zum Anbringen der Sprengsätze ein Gerüst aufbauen, denn der Abbau begann immer zuoberst. Nach der Sprengung wurde der Schutt weggeräumt und mit Rollwagen aus dem Berg transportiert. Sobald das gesprengte Loch gross genug war, begannen die Hauer, Blöcke herauszuschneiden. Hierbei wurden in den 1940er Jahren schon Presslufthämmer eingesetzt. Die Spalter, Zeichner, Reisser und Scherer arbeiteten im Eingangsbereich getrennt von den Hauern. Auch sie verrichteten für gewöhnlich dieselbe Arbeit, halfen sich aber gegenseitig aus, wenn beim einen beispielsweise gerade wenig los war. Hier entstanden bereits fixfertige Schindeln unterschiedlichster Dicke - zwischen zwei Millimetern und einem Zentimeter - mit diversen Formen: längseckig, quadratisch, einseitig zugespitzt oder abgerundet... Die Bergleute transportierten die fertige Ware auf Schlitten bis zur Hütte. Von dort wurde sie mit einem Bremsberg (Schwerewichts-Standseilbahn) den Berg hinunter gefördert.³⁾ Jeden Morgen vor Arbeitsbeginn wurde die Produktion des Vortags ins Tal transportiert. Zu Tausenden lagerte Marti die Schindeln im Magazin bis zum Verkauf. Die Bergleute liessen aber auch "Bätsch" ins

³⁾ Von dieser Einrichtung existieren noch Schienen und Winden.

Tal hinunter, die in der dortigen Werkstatt zu Tafeln, Tischplatten oder anderem verarbeitet wurden.

Nach der Rückkehr von der Arbeit ass B. zusammen mit seinem Vater und seinem Bruder meist etwas Warmes, das die Zimmervermieterin zubereitete. Abends sassen die italienischen Bergleute oft in der Wirtschaft zusammen, schwatzten, sangen, spielten Boccia... Gegen neun Uhr verliess B. die Runde, um zu lernen, denn er absolvierte kaufmännische Fernkurse; er arbeitete meistens bis ein oder zwei Uhr in die Nacht hinein. Am Samstag abend gingen die Männer gemeinsam in den Ausgang, beispielsweise an eine "Chilbi", sassen zusammen, jassten oder sangen. Es seien oft auch Schweizer dabei gewesen, vor allem Junge.

Arbeitsbedingungen, Krankheit, Unfälle

Die Arbeitsbedingungen im Schieferbergwerk waren hart: Es herrschte ständig Durchzug, und es war immer nass, weil der Berg Wasser führte. Die Arbeitsplätze im Berg drinnen waren wärmer als diejenigen vorne. Der Durchzug und die Feuchtigkeit verursachten Gelenkschmerzen. B. erzählte von einem Bergmann, der nur gerade sechs Monate oben arbeiten konnte, dann musste er wegen starker Schmerzen aufhören. Ein weiteres Problem war der Schieferstaub. B. hat, im Gegensatz zu seinem Bruder, keine Schieferlunge. Er führt dies darauf zurück, dass er vorne gearbeitet hatte. Es waren vor allem die Hauer und der Mineur, die immer im Staub tätig waren. Trotz der ganz offensichtlich beruflich bedingten Erkrankungen erhalten die meisten Geschädigten noch heute keine Versicherungsgelder oder Invalidenrenten.

Unfälle gab es gemäss B. relativ selten, höchstens kleinere Verletzungen wie Quetschungen oder Schnittwunden. Die Männer hätten den Berg gut gekannt und immer rechtzeitig gemerkt, wenn etwas herunterkam: Sobald sie ein leises Rieseln feststellten, hätten alle den Stollen verlassen, bis das lockere Gestein heruntergefallen sei. B. selber erlitt einen Unfall an der Seilwinde: Die Bergleute hatten einen "Bätsch" zum Transport ins Tal aufgeladen. B. stand an der Kurbel der Seilwinde, als es einen starken Ruck gab, sodass er die Kurbel nicht mehr halten konnte und diese ihm gegen die Brust schlug. Er konnte kaum mehr atmen und musste zwei

Wochen zu Hause bleiben. Von der SUVA erhielt er dafür keine Entschädigung. Ein halbes Jahr später hatte er immer noch Schwierigkeiten beim Atmen. Er wurde von der SUVA zu verschiedenen Aerzten geschickt, die behaupteten, da seien seine Nerven schuld. Zwei Jahre später ging B. zur üblichen Staublungen-Kontrolle nach Glarus. Der Arzt schaute seine Röntgenbilder an und meinte, er hätte eine schwere Brustquetschung; es war einer der Aerzte, der damals die Nerven als Ursache für die Atembeschwerden bezeichnet hatte.

Früher arbeiteten die Bergleute in Gruppen im Akkord. B. und seine Kollegen erhielten einen Stundenlohn. B. fing mit 1.65 Fr. in der Stunde an. "Das war genug, um recht zu leben", meint B. rückblickend für die damalige Zeit: In der Weberei fing er 1953 mit 20-30 Rappen weniger in der Stunde an. B. konnte während seiner Bergmannszeit sogar etwas beiseite legen.

"Ich bin gerne in den Berg gegangen."

"Wir hatten so eine gute Kameradschaft, wir kamen gut aus miteinander. So kameradschaftlich war es später nirgends mehr. Nur am Anfang war der Meister etwas ungemütlich; er wollte uns den Meister zeigen. Doch dann ging es ihm einmal nicht mehr so gut, und er veränderte sich. Es wurde besser, aber früher trieb er die Leute elend an. Von Ausländerfeindlichkeit gegenüber uns Italienern habe ich gar nie etwas gemerkt, auch später nie." Mit Ausnahme des Meisters waren alle gleichgestellt, keiner stellte sich über den andern. Wenn der Meister einmal nicht da war, dann musste B. dafür sorgen, dass die Arbeit lief und bestimmen, was wie gemacht wird. Der Patron sei immer mit einem Feldstecher im Tal unten gestanden und habe nach oben geschaut, ob die Männer an der Arbeit seien, doch dies habe ihn eher belustigt. B. betont mehrfach, dass die Arbeit für ihn nicht langweilig war, dass der Tag immer schnell vorbeiging, gerade wegen der guten Zusammenarbeit. Zwischendurch hätten die Männer immer wieder Spässe gemacht, besonders der Vater von B. war als Spassvogel bekannt.

Sylvia Bärtschi-Baumann, Volkskundlerin